

Interview Rudolf Schweizer

Leben mit Hepatitis C-Virusinfektion und Krebserkrankung

Ehemaliger Krankenhaus-Geschäftsführer meistert Leben mit der Infektion und ist ehrenamtlich in der Leberhilfe tätig

Sein Leben änderte sich schlagartig. Eine plötzlich entdeckte Erkrankung, mit einem 100-prozentigem Entartungsrisiko bei Nichtbehandlung, machte 1975 eine lebensnotwendige Operation am Dickdarm bei Rudolf Schweizer unaufschiebbar. Wegen des hohen Blutverlustes bei dieser Operation waren mehrere Bluttransfusionen notwendig. Zu dieser Zeit wurden Blutkonserven noch nicht auf Hepatitis Viren getestet. Eine der Konserven, die Rudolf Schweizer erhielt, infizierte ihn mit dem Hepatitis C-Virus. Seitdem hat er nie aufgegeben, sich erfolgreich mit den Erkrankungen auseinander zu setzen.

Herr Schweizer, Ihre Darmerkrankung war eine bedrohliche Situation. Dann kam noch die Virusinfektion dazu. Wie schnell bekamen Sie denn die zusätzliche Diagnose Hepatitis C-Virusinfektion?

Rudolf Schweizer: Zunächst war nur klar, dass mit der Leber etwas nicht stimmt, da noch während des stationären Krankenhausaufenthalts nach der OP die Leberwerte, besonders die Transaminasen, extrem hoch waren. Es konnte jedoch nur ausgeschlossen werden, dass eine Hepatitis A- oder B-Virusinfektion vorlag. Der Hepatitis C-Virus wurde erst in den späten 80-er Jahren bei mir erkannt, weil er ja auch vorher gar nicht identifiziert war. Im Weiteren verlief die Erkrankung relativ unauffällig. Ich habe sie gar nicht bemerkt. Die regelmäßigen Kontrolluntersuchungen zeigten erhöhte Leberwerte und es war klar, es liegt eine Infektion vor. Ich erhielt eine Therapie mit Kortison – heute ist klar, das war kontraindiziert. Ich bekam Empfehlungen, meinen Lebenswandel zu ändern, die Ernährung umzustellen und auf Alkohol zu verzichten. Insgesamt hat mich zur der Zeit die Darmerkrankung ziemlich beschäftigt. Da gab es regelmäßig Kontrollen, weitere Operationen und die Sorge, dass der Krebs entartet oder meine Kinder vielleicht auch diese Art Krebs geerbt haben.

Wann konnten Sie denn auf eine spezifische Therapie für die Hepatitis C-Virusinfektion zurückgreifen?

1995 konnte ich mit der ersten Interferon Monotherapie beginnen, die musste ich allerdings nach einem halben Jahr abbrechen. Ich sprach nicht auf die Therapie an, war ein sogenannter Non-Responder. Danach lief es einfach so dahin, es passierte therapeutisch nicht so viel. Erst im November 2002 habe ich dann mit einer Zweifach-Therapie mit Interferon und Ribavirin begonnen. Die dauerte 48 Monate und inzwischen bin ich virusfrei, habe allerdings eine Leberzirrhose. Ich bin aktuell nicht mehr in Therapie, sondern nur noch minimal medikamentös eingestellt und gehe regelmäßig zur Kontrolle. Es geht mir – was die Leber betrifft - gut.

Wie sind Sie mit der Erkrankung und den Nebenwirkungen während der Therapie jeden Tag umgegangen?

Die Nebenwirkungen während der Therapie ab 2002 waren schon sehr heftig. Blutarmut, Abgeschlagenheit, ich war kaum noch belastbar. Damit habe ich dann gelernt umzugehen. Meine Arbeit als Krankenhausgeschäftsführer habe ich zum Teil vom Krankenbett aus gemacht. Nach einem halben Jahr war das aber nicht mehr durchzuhalten, ich wurde freigestellt und bin dann mit 60 in den geplanten Ruhestand gegangen.

Wie waren die Reaktionen aus Ihrem Umfeld auf Ihre Erkrankung?

Für mich war der Rückhalt in meiner Familie ganz wichtig. Ohne die familiäre Unterstützung wäre das alles über so einen langen Zeitraum gar nicht gegangen. Im Freundeskreis habe ich nicht viel über die Infektion gesprochen. Da war es schwer zu vermitteln, dass die Infektion nichts mit Alkohol zu tun hatte. Und oft gab es verständnislose Reaktionen. Das ist insgesamt in unserer Gesellschaft noch nicht durchgedrungen. Es gibt noch viel zu oft die gedankliche Kombination: Kranke Leber gleich „Der trinkt zuviel!“ Deshalb liegt mir auch soviel daran, das Bewusstsein in der Öffentlichkeit für Lebererkrankungen zu verbessern.

Wie setzen Sie sich ein, um die Situation zu verändern?

Ich engagiere mich bei der Deutschen Leberhilfe e.V. im Vorstand als Patientenvertreter. Nur wenn wir es schaffen, dass Menschen, die einer gefährdeten Gruppe zuzuordnen sind - also wie bei mir als Bluttransfusionsempfänger - sich testen lassen, dann bekommen diese Patienten auch eine gute Chance mit gezielter Therapie weiterzuleben und das Leben zu genießen. Den Kopf in den Sand zu stecken, hilft nicht weiter. Es lohnt sich, nach einer solchen Diagnose zu kämpfen und den Weg mit Therapien weiterzugehen, auch wenn es

manchmal schwer ist. Für mich selbst kann ich auch sagen, ich habe alles getan, um mit der Krankheit klarzukommen. Das ist ein gutes Gefühl. Ich kann mein Leben wieder selbst gestalten, kann wieder ins Theater oder in die Oper gehen, mit den Enkeln spielen und mit meiner Familie ein gutes Leben führen. Ohne die Diagnose und die anschließenden Therapien wäre das vielleicht nicht mehr möglich.

Herzlichen Dank für das Gespräch.

Kontakt:

Rudolf Schweizer
Birkenstr. 41
47198 Duisburg
Tel. 02066-55351
rudolf_schweizer@web.de